

VERTRIEBENE UND SPÄTAUSSIEDLER IN SACHSEN

27

Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e. V.
Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen

Jahrgang 10 / Nummer 1

Frühjahr 2020



Wiederaufgebaute
Kirchen an der Wolga

Inhalt

Editorial

Editorial	2
Impressum	2
Titel	3
Wiederaufgebaute Kirchen an der Wolga	3
Nachrichten	5
Klausurtagung des Landesverbandes	5
Neues vom Landesvorstand	5
Vertriebene und Spätaussiedler im KV	5
Neuer Stiftungsvorstand	6
Neues aus Knappenrode	6
Fundstück	7
Bernsteinwege	7
Reportage	8
Herrnhuter Siedlungen: Neusalz	8
Vermischtes	10
Erinnerungen	11
Waldfriedhof am Lilienstein	11
Soldatengrab in Lasisk	12
Zum Schmunzeln	13
Ein Preuße in Niedersachsen	13
Wir gratulieren	13
Wir gedenken	15
Veranstaltungen	15
Reingelesen	16

Impressum

Herausgeber: Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e.V., Geschäftsstelle: Heinrich-Heine-Straße 6a, 02977 Hoyerswerda, Telefon: 03571/605187, E-Mail: c.florian-lvs@outlook.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Tel.: 035795/16010
E-Mail: info@zkg-dd.de

Gesamtherstellung: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Käbschütztal OT Niederjahna



Diese Zeitschrift lebt von Ihrem Engagement. Artikel und Beiträge senden Sie bitte an die Redaktion. Übernahme und Kürzung behalten wir uns vor, wir bitten um Ihr Verständnis. Es besteht kein Anspruch auf Abdruck eingesandter Beiträge. Die Autoren tragen die Verantwortung für die Bildrechte der Abbildungen ihrer Artikel. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht die Meinung des Herausgebers bzw. der Redaktion wiedergeben.

Diese Maßnahme wird finanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts.
<https://lsnq.de/JensBaumann>

Liebe Heimatfreunde,

vor Ihnen liegt druckfrisch das neue Mitteilungsblatt unseres Verbandes. Es erscheint im völlig neuen Gewand, denn der mittlerweile 10. Jahrgang mit nunmehr schon Heft 27 ist auch ein Neuanfang. Viele Jahre hat Mario Morgner die Zeitschrift geprägt, ehe er seiner Krankheit erlegen ist (siehe Nachruf). Auch er hatte bereits die Absicht, unsere Zeitung etwas frischer und moderner zu gestalten. Dafür hatte er leider nicht mehr die Kraft. Deswegen tun wir es jetzt – mit einem neuen Layout, einem Titelthema für jede Ausgabe und neuen Rubriken. Insgesamt halten wir natürlich an Bewährtem fest, bleiben wir uns selbst treu. Wir sind froh, dass Dr. Lars-Arne Dannenberg die Redaktion so kurzfristig übernommen hat. Er ist mit unseren Themen bestens vertraut und verantwortete z. B. bereits einige unserer Dauerausstellungen und leitet auch das Gesamtprojekt der zukünftigen Ausstellung im außerschulischen Bildungs- und Begegnungszentrum „Transferraum Heimat“ im ehemaligen Empfangsgebäude der Energiefabrik Knappenrode; außerdem tragen zahlreiche Publikationen über Heimat und Vertreibung seine Handschrift. Wir hoffen, die Zeitung gefällt Ihnen und Sie bleiben uns gewogen, vor allem aber: halten Sie uns auf dem Laufenden! Bitte informieren Sie uns über Ihre Aktivitäten und Veranstaltungen, ihre Vorhaben und Jubiläen – es ist unsere Zeitschrift und unser Schicksal, wir – Sie – müssen erzählen, initiieren, mitmachen. Jemand anderes wird es nicht tun! Auf politische Unterstützung dürfen wir aber auch weiterhin zählen. Das beweist der Koalitionsvertrag der neuen Staatsregierung (siehe Beitrag S. 5). Unser Handeln ist somit ein wichtiger Teil des gesellschaftlichen Lebens in unserem Freistaat. Dies ist für uns auch Verantwortung für qualitätvolle und informative Veranstaltungen. Die erste „Neuausgabe“ legt mit mehreren Beiträgen den Fokus auch auf 75 Jahre Ende des Zweiten Weltkrieges, Ende der Nazidiktatur - und zugleich die Vertreibung von Millionen Deutschen aus ihren historischen Siedlungsgebieten in Ostmittel- und Südosteuropa, die weiteres unsägliches Leid, Entwurzelung und Orientierungslosigkeit mit sich brachte. Daran zu erinnern und dies als Mahnung auch heute gegen jegliche Art von Krieg und Vertreibung sowie die Anerkennung des Rechts auf Heimat zu verstehen, ist auch zukünftig eine wichtige Aufgabe - genauso, wie wir die großartige Aufbauleistung und das Finden und Annehmen einer neuen Heimat als beispielgebend herausstellen dürfen. Unsere Tagung zu 75 Jahre Kriegsende im Mai musste leider aufgrund der Corona-Krise entfallen, wir bereiten aber derzeit gemeinsam mit dem Haus der Deutsch-Polnischen Zusammenarbeit in Gleiwitz/Gliwice eine entsprechende Wanderausstellung vor, so dass wir dann im Herbst dies öffentlich grenzüberschreitend diskutieren können. Wir hoffen sehr, dass Sie und Ihre Familien gesund und mit Optimismus über die uns schwer treffende Corona-Krise hinweggekommen sind – und wir so unsere gemeinsamen Projekte voller Kraft bald anpacken können. Wir freuen uns auf ein baldiges gesundes Wiedersehen und auf das gemeinsame Miteinander!

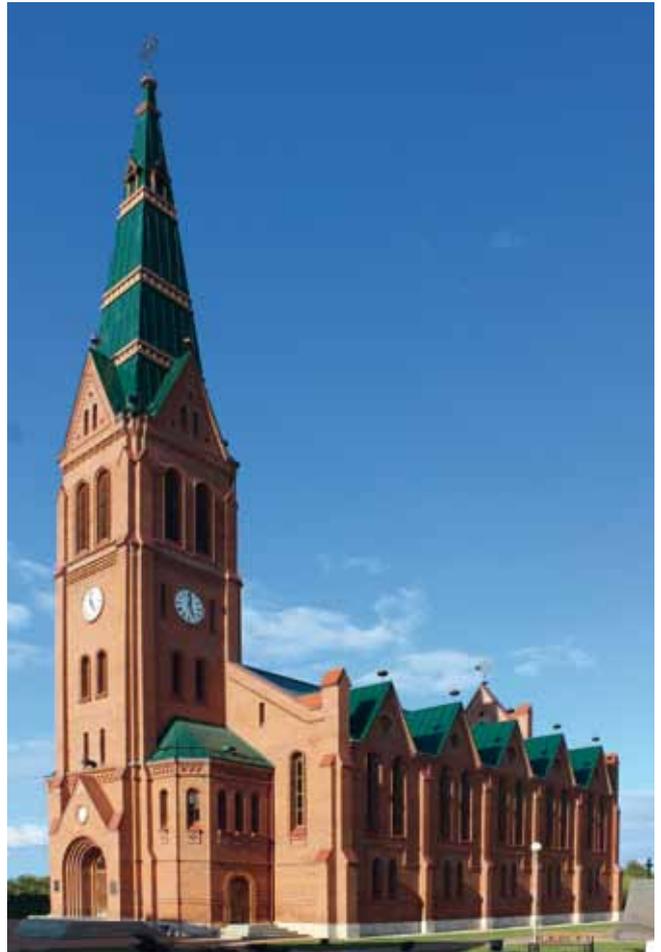
*Herzlichst, Ihr Frank Hirche, Landesvorsitzender,
und Ihr Dr. Jens Baumann, Beauftragter für
Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen*

Wiederaufgebaute Kirchen an der Wolga

Die Autonome Sozialistische Republik der Wolgadeutschen wurde 1941 von Stalin aufgelöst, nachdem er die Sowjetbürger deutscher Nationalität pauschal als Kollaborateure Nazideutschlands verunglimpfte und ihre Umsiedlung nach Sibirien und Kasachstan anordnete. Den Deportierten und ihren Nachfahren war die Rückkehr verboten. Dennoch siedelten sich seit den 1980er Jahren einige Russlanddeutsche wieder in der Wolgaregion an. Die Mehrheit hatte freilich mit dem Kapitel Sowjetunion abgeschlossen und ihre Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland beantragt. Auch nach 1990 hielt der Exodus nach Deutschland an, so dass heute nur sehr wenige hundert Personen sich zur deutschen Nationalität bekennen. Nach der letzten statistischen Erhebung von 2010 lebten im Kreis Marx 1.337 Deutsche, was einem Anteil von 2,1 Prozent entspricht. Marx ist auch die einzige Stadt des Wolgagebiets, in der die Erinnerung an die russlanddeutsche Vergangenheit gepflegt wird. Vor der Vertreibung 1941 waren hier über neunzig Prozent der Einwohner deutscher Nationalität.

Trotz dieser geringen Zahl ist die deutsche Minderheit erstaunlich präsent. Dazu trägt auch die lutherische Dreifaltigkeitskirche bei (vgl. Titelbild). Sie ist das dominierende Gebäude im Stadtzentrum von Marx, das 1767 als Katharinenstadt gegründet wurde, benannt nach der russischen Zarin Katharina der Großen. Ihre Wiedererstellung gleicht einem Wunder. Denn während der Atheismuskampagne der 1930er Jahre, in der landesweit die Kirchen geschlossen und Pfarrer verhaftet wurden, verloren auch die Wolgadeutschen ihre Gotteshäuser. 1929 folgte auf die Verhaftung des letzten Pastors wegen „antisowjetischer Tätigkeit“ die Schließung der Kirche. Das Bauwerk diente seit 1930 als Kulturhaus des Werks „Kommunist“. 1959 folgte die Abtragung des Glockenturms.

Jedoch konnte Anfang der 1990er Jahre die lutherische Gemeinde wiedergegründet werden. Die kleine Gemeinschaft übernahm das ruinöse Kulturhaus und hatte das Glück, auf Viktor Schmidt zu treffen, einen russlanddeutschen Unternehmer, der sich bereit erklärte, den Wiederaufbau zu finanzieren. Auch die Familie Schmidt war 1941 nach Kasachstan deportiert worden. Viktor Schmidt baute in den 1990er Jahren in Saratow das Unternehmen „Kronwerk“ auf. Aus dem Rohstoffproduzenten für Sand, Zement und Kalk wurde die größte Wohnungsbaufirma des Saratower Gebiets. 2014 begann der Wiederaufbau der 1840 im klassizistischen Stil errichteten Kirche. Der Innenraum wurde samt Altarwand nach historischen Fotos rekonstruiert, während der Turm komplett neu errichtet werden musste. Zwar fehlen noch Glocken, Orgel und das Altarbild, aber Pastor Jakob Rüb, der selbst wolgadeutsche Wurzeln hat und viele Jahre in Hessen lebte, nahm am 1. Oktober 2019, im Beisein des Mäzens Viktor Schmidt und seines Sohnes Alexander, die Kirche in einem festlichen Gottesdienst in Gebrauch. Pfarrer Jakob Rüb, dessen Ge-



Evangelisch-lutherische Kirche in Sorkino (Zürich)

meinde nur 29 registrierte Mitglieder hat, hofft auf eine Signalwirkung. Die Gottesdienste werden in russischer Sprache gefeiert, enthalten aber einzelne deutsche Gebete und Lieder.

Die evangelisch-lutherische Dreifaltigkeitskirche ist nicht das einzige Bauwerk, das eine Wiederauferstehung erlebte. In Sorkino, ehemals Zürich, eine halbe Stunde Autofahrt von Marx entfernt, steht eine praktische, nagelneue Großkirche im neogotischen Stil. Die Siedler in Zürich, ebenfalls evangelisch-lutherischen Glaubens, hatten 1877 ein Gotteshaus nach Entwürfen des Berliner Architekten Johann Eduard Jakobsthal erbaut. Wie andernorts auch, endete die kirchliche Nutzung Anfang der 1930er Jahre, als Glocke und Kreuz entfernt wurden. Die Kirche diente als Lager und Werkstatt. Nach einem Brand 1992 standen nur noch die Außenwände. Als der russlanddeutsche Unternehmer Karl Moor anbot, die Kirche wiederaufzubauen, glaubte niemand, dass die überwachsene Ruine zu retten sei. Doch Moor finanzierte im Gedenken an seinen gleichnamigen Vater, der in Zürich geboren wurde, einen originalgetreuen Wiederaufbau, der 2015 abgeschlossen werden konnte. Nach alten Bauplänen wurde sogar die Innenausstattung



© ZKG

Römisch-katholische Christkönigskirche in Marx



© ZKG

Werschnij Jeruslan (Gnadentau), Evangelisch-Lutherische Kirche

der Kirche samt Altar und Orgel rekonstruiert. Der Mäzen finanzierte auch ein Gästehaus, das als Veranstaltungs- und Kulturzentrum dient. Seit 2015 wird in Sorkino regelmäßig zum evangelischen Gottesdienst und zu Kulturveranstaltungen eingeladen. Auch zahlreiche nichtdeutsche Bewohner des Wolgagebietes kommen nach Sorkino, um die neue „Attraktion“, die gut beworben wird, zu besichtigen.

In Marx gab es heute auch eine römisch-katholische Kirche, am Ortseingang aus Richtung Saratow. Es handelt sich freilich um einen Neubau. Die Christkönigskirche wurde zwischen 1990 und 1993 vorwiegend mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland errichtet, als man nach dem Ende der Sowjetunion an eine Rückkehr zahlreicher Russlanddeutscher an die Wolga und die Wiedererrichtung einer Autonomen Republik der Russlanddeutschen glaubte. Es war der erste katholische Kirchenneubau auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion nach der Oktoberrevolution. Dazu gehören auch ein Gästehaus sowie ein Kindergarten. Der Komplex wird von Pfarrer Bosco Marschner betreut, der aus Schirgiswalde stammt. Auch der Bischof seines Sprengels ist mit dem 1961 in Colditz geborenen Clemens Pickel ein Sachse. Pickel kam 1990 in die damalige Sowjetunion, wurde 1991 Pfarrer von Marx und übernahm 1999 die Leitung der Apostolischen Administratur für Südrussland, die 2002 zum Bistum St. Clemens mit Sitz in Saratow erhoben wurde. Für die Gemeinde, der nicht nur katholische Russlanddeutsche, sondern auch Angehörige anderer Nationalitäten angehören, ist die Kirche dennoch zu groß.

Weniger hoffnungsvoll ist es um die evangelisch-lutherische Kirche von Gnadentau bestellt. Schon von weitem

ist ihr steil aufragender Turm in der flachen Steppenlandschaft zu erkennen, der auch die Holzhäuschen des Dorfes Werschnij Jeruslan überragt. Der 1898 im neogotischen Stil errichtete rote Backsteinbau musste 1934 geschlossen werden und diente fortan als Lagerraum. 1999 begann man auf Initiative von Pastor Andrej Witaljewitsch Pautow mit der Instandsetzung. Das Kirchenschiff erhielt ein Blechdach, die Fenster wurden geschlossen und der Turm notgesichert. Doch ist kein kirchliches Leben eingezogen, scheinbar steht sie leer, und schon sind erste Anzeichen von Vandalismus zu erkennen.

Dennoch sind die wiederaufgebauten Kirchen steinerne Symbole für die Geschichte der Wolgadeutschen.

Dr. Matthias Donath, Dr. Lars-Arne Dannenberg



© ZKG

Die Autoren mit Pfarrer Bosco Marschner vor der Katholischen Kirche in Marx

Klausurtagung des Landesverbandes

Die Klausurtagung zur Vorbereitung der Jahresabschlussveranstaltung fand vom 22. bis 24. November 2019 in Hoyerswerda statt. Gegenstand unserer Beratungen waren vor allem unser Großprojekt, die Einrichtung des außerschulischen Bildungs- und Begegnungszentrums „Transferraum Heimat“ (BBZ) sowie die Neuausrichtung bzw. die künftige Zusammensetzung des Vorstands. Nach den für uns alle unbefriedigenden Querelen um die Einrichtung des BBZ in einem Teil des alten Bahnhofsgebäudes von Hoyerswerda konnten wir zwischenzeitlich eine hervorragende Lösung mit dem früheren Empfangsgebäude der Energiefabrik Knappenrode finden, wovon sich die Tagungsteilnehmer auch persönlich vor Ort überzeugen konnten. Wir werden im Mitteilungsblatt regelmäßig über die weitere Entwicklung berichten.

Dr. Jens Baumann



Besichtigung des Bildungs- und Begegnungszentrum Knappenrode

Neues vom Landesvorstand

Das vergangene Jahr konnten wir mit der harmonischen und informativen Jahresabschlussstagung nebst dem Landesverbandstag auf Schloß Schweinsburg vom 6. bis 8. Dezember 2019 beenden. Über 30 Delegierte wählten einen veränderten und verjüngten, trotzdem in der Sache wie auch dem Vorsitzenden verlässlichen Vorstand. Ich freue mich darüber, dass Sie mich erneut als Ihren Landesvorsitzenden wählten und damit mir Ihr Vertrauen in unsere vergangene wie auch zukünftige Arbeit aussprachen. Ich verspreche Ihnen, Sie und unsere gemeinsamen berechtigten Anliegen weiterhin offensiv zu vertreten und die bisherige gute politische Anbindung zu wahren. Als meine Stellvertreter wurden Frau Liane Labuhn, Herr Dr. Manfred Hellmund und Herr Alexander Schulz gewählt, die Finanzen verwaltet Frau Vera Klass und als Schriftführer entschieden Sie sich für Herrn Peter Wolf. Ehrenvorsitzender wurde für seine langjährigen Verdienste Herr Wolfgang Fiolka. Damit konnte sich der Vorstand deutlich verjüngen, auch finden sich die Spätaussiedler wieder, und es wurden die Regionen berücksichtigt. Ich habe damit ein schlagkräftiges und ideenreiches Team um mich, mit dem ich gern zusammenarbeiten werde. Gleiches gilt auch für den erweiterten Landesvorstand, in dem alle Landsmannschaften wie auch der EuB vertreten sind.

Gelungen ist es uns mithilfe der Förderung durch das Innenministerium, Frau Claudia Florian als Geschäftsführerin des

Landesverbandes fest einzustellen. Dies erleichtert uns viel Arbeit bzw. macht neue Aufgaben überhaupt erst möglich. Danken möchte ich an dieser Stelle unserem Landesbeauftragten Dr. Jens Baumann, der während der Corona-Zeit alle Projektanträge positiv beschieden hat, so dass Ihnen wie auch dem Landesverband für dieses Jahr volle Planungssicherheit gegeben ist. Ich bin mir sicher, dass wir unsere Projekte auch in 2020 umsetzen können, wenn wir die Rahmenbedingungen beachten. Um alle mitzunehmen und Ihre Anliegen auch vor Ort besser abzusprechen, werden der Beauftragte, die Geschäftsführerin und ich in der Zeit vom 6. bis 9. Juni alle Verbände vor Ort besuchen. Frau Florian wird die Termine entsprechend abstimmen.

Ihr Frank Hirche, Landesvorsitzender



Der erweiterte Landesvorstand

Vertriebene und Spätaussiedler im Koalitionsvertrag

Infolge der Landtagswahlen vom 1. September 2019 einigten sich CDU, Bündnis 90/Die Grünen und SPD auf einen Koalitionsvertrag für die Jahre 2019 bis 2024. Im Kapitel „Migra-

tion und Integration“ wird auf die Belange der Vertriebenen und Spätaussiedler eingegangen. Dort heißt es: „Wir werden die Gruppe der Vertriebenen, Aussiedlerinnen

und Aussiedler und Spätaussiedlerinnen und -aussiedler weiterhin unterstützen, ihre Kultur bewahren und die Verwendung der deutschen Sprache befördern. Wir setzen den Beirat für Vertriebenen-, Aussiedler- und Spätaussiedlerfragen wieder ein. Flucht und Vertreibung, die ihre Ursache in den Verbrechen des Nationalsozialismus haben, werden wir stärker zum Gegenstand von Veranstaltungen machen und durch außerschulische Projekte, wie zum Beispiel im Rahmen von Schulfahrten zu Gedenkstätten, befördern. Wir wollen die Erfahrungen und Leistungen sowie die Fähigkeit der Vertriebenen und Spätaussiedler als Brückenbauer zu den deutschen Minderheiten und den Regionen

in Ost-, Mittel- und Südosteuropa bewahren. Dem werden wir durch eine außerschulische Bildungs- und Begegnungsstätte ‚Transferraum Heimat‘ in Hoyerswerda Rechnung tragen. Die Entscheidung des Bundesrates, mit der die Bundesregierung zur Prüfung der rentenrechtlichen Situation der Spätaussiedlerinnen und -aussiedler und zur Beseitigung von Benachteiligungen bei der Rentenberechnung aufgerufen wird, unterstützen wir weiterhin.“

Dr. Jens Baumann, Beauftragter für Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen
<https://lsnq.de/JensBaumann>

Neuer Stiftungsrat für Stiftung der Vertriebenen

Im vergangenen Winter gab es in den Vorständen der Organisationen der Vertriebenen und Spätaussiedler in Sachsen eine Reihe von Veränderungen. Auch die Gremien der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ wurden auf der Sitzung am 3. Februar 2020 neu gebildet. Der Stifter, der Verein Erinnerung und Begegnung (EuB) e.V., bestellte in Abstimmung mit dem Sächsischen Staatsministerium des Innern die Mitglieder des Stiftungsrates neu. Es war zu berücksichtigen, dass mindestens 40 Prozent der Berufenen einer Gliederung des Landesverbands der Vertriebenen und Spätaussiedler und des EuB angehören. Mindestens ein Berufener muss Mitglied der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland sein. Im Stiftungsrat sind außerdem das Sächsische Staatsministerium des Innern und die Stadt Hoyerswerda mit je einem Mitglied vertreten. Auf dieser Sitzung wurde Friedrich Zempel zum neuen Vorsitzenden des Stiftungsrats gewählt. Er übernahm das

Amt von Frank Hirche, dem für seine jahrelange Arbeit an der Spitze des Stiftungsrats und seinen leidenschaftlichen Einsatz, insbesondere auch im Sächsischen Landtag, herzlich gedankt wurde. Zum Stellvertreter des Stiftungsratsvorsitzenden wurde Gerald Otto MdL gewählt, der versprach, den Staffelnstab von Frank Hirche weiterzutragen und sich ebenso für die Belange der Vertriebenen und Spätaussiedler im Landtag einzusetzen. Frank Hirche wurde hingegen zum Vorsitzenden des Stiftungsvorstands gewählt, um näher an der dringlichsten Aufgabe der Stiftung, die Einrichtung des außerschulischen Bildungs- und Begegnungszentrums in Knappenrode, zu sein. Stellvertretender Vorsitzender ist nunmehr Dr. Manfred Hellmund. Das Amt der Schatzmeisterin bekleidet Claudia Florian. Außerdem wurde Dr. Lars-Arne Dannenberg zum Kustos der Stiftungssammlungen ernannt.

Friedrich Zempel

NEUES AUS KNAPPENRODE

Nachdem es um den Standort unseres Bildungs- und Begegnungszentrum (BBZ) „Transferraum Heimat“ – so der derzeitige Projekttitle, der aber noch einer Diskussion bedarf – eine längere Odyssee gegeben hat, haben wir nun mit einem großzügigen Gebäude auf dem Gelände der Energiefabrik Knappenrode einen sehr schönen und zukunftssträchtigen Standort gefunden. Es handelt sich um das frühere Empfangsgebäude. An dieser Stelle werden wir künftig über die Fortschritte und Entwicklungen berichten. So war es zunächst notwendig, das auf den Bahnhof Hoyerswerda zugeschnittene Konzept auf die neuen Räumlichkeiten in Knappenrode anzupassen. Dr. Lars-Arne Dannenberg hat das Konzept grundlegend überarbeitet und auf die neue Liegenschaft adaptiert. Im Moment bereiten wir mit einem Architekturbüro den Eingangsbereich und den Einbau des Eisenbahnwaggons vor, der schon von weitem auf unser BBZ aufmerksam machen soll. Unterdessen haben wir uns mit einem Projektantrag

für das BBZ am Ideenwettbewerb zum Strukturwandel Lausitz aus dem Mitmachfonds des Freistaates Sachsen beteiligt. Jetzt heißt es abwarten und hoffen.



Außenansicht des BBZ Knappenrode

Es ist höchste Zeit!

Wir brauchen Ihre Erinnerungsstücke!

Aufruf an die Deutschen aus Russland und den übrigen Nachfolgestaaten der Sowjetunion: Spenden Sie Ausstellungsstücke für unsere Erinnerungsstätte in Knappenrode/Hoyerswerda!

Für die Erinnerungs-, Begegnungs- und außerschulische Bildungsstätte in Knappenrode suchen wir dringend Erinnerungsstücke der Deutschen aus Russland! Wir kennen Ihre Geschichte. Wir wissen, dass Sie so gut wie keine Gegenstände aus den früheren Heimatgebieten an der Wolga und den vielen anderen Siedlungsgebieten in der früheren Sowjetunion nach Sachsen mitbringen konnten. Für uns sind aber auch wichtig: Briefe und sonstige Dokumente, Fotos, Bilder, Bücher und Kleidungsstücke, auch aus der Zeit nach der Entlassung aus der Trudarmee, beispielsweise der Schriftverkehr über ihre Aussiedlung und natürlich

auch Gegenstände wie Geschirr und Haushaltsartikel. Selbst ein paar Stricknadeln können ein interessantes Exponat sein, wenn diese mit einer Geschichte verbunden sind. Wenn Sie sich nicht zutrauen, die Geschichten selbst aufzuschreiben, helfen wir Ihnen gerne! Vor einigen Monaten haben wir von einer Deutschen aus Georgien ein Gesangbuch erworben. Die Eigentümerin hatte zunächst Bedenken, es uns zu übereignen, weil es schon stark zerfleddert war. Aber gerade dieser Zustand war für uns wichtig; denn er ermöglichte uns, die Geschichte der Familie seiner Eigentümerin zu erzählen. Mit einer druckfrischen Ausgabe hätten wir das nicht tun können. Die Geschichte musste die Eigentümerin nicht selbst aufschreiben. Ich habe sie interviewt.

Friedrich Zempel, Vorsitzender des Stiftungsvorstands

FUNDSTÜCK

Bernsteinwege

Die Stiftung verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Exponaten und Erinnerungsstücken aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in Osteuropa. Einige werden zur Zeit im Haus der Heimat in Reichenbach/OL ausgestellt, andere befinden sich in den Depots. An dieser Stelle werden künftig ausgewählte Stücke und ihr Schicksal, das mitunter auch einen kuriosen Verlauf nahm, in Wort und Bild vorgestellt.

Weil unsere Eltern Vertriebene waren, konnten sie uns Kindern keine Reichtümer hinterlassen. Dennoch haben wir von ihnen viele Schätze bekommen. Ein vor einigen Tagen mit meinem Bruder geführtes Gespräch erinnerte mich an unseren „Bernsteinschatz“, den ich dem Nachfolger von Herrn Prof. Dr. Schirotzek, Herrn Dr. Dannenberg, übergeben werde.

Bei diesem „Schatz“ handelt es sich freilich nicht um alte Familienerbstücke, denn meine Eltern sind erst nach dem Krieg in seinen Besitz gekommen.

Nach dem Krieg unterstützen die Vertriebenen sich gegenseitig. Auch mein Vater bestellte und kaufte nach Möglichkeit bei vertriebenen Handwerkern und Kaufleuten. Dafür nahm er zu Fuß oder mit dem Fahrrad oft weite Wege in Kauf. Zu unserem einarmigen Uhrmacher musste er bspw. über 10 km fahren. Eines Tages brachte er von einem Besuch bei dem Uhrmacher mehrere Stücke Bernstein mit. Sie waren offenbar früher Teil einer sehr großen und schweren Halskette gewesen. Der Verlust der Heimat hatte bei meinem Vater dazu geführt, dass er allem, was aus dem Osten kam, einen besonders hohen Wert beimaß, denn von dem Uhrmacher erfuhr mein Vater auch den erstaunlichen

Weg, den der Bernstein genommen hatte. Kurz nach dem Krieg, als Lebensmittel knapp und das Geld nichts wert war, hatte ein Bauer die Reparatur seiner Uhr mit eben diesem Bernstein bezahlt. Der Bauer wiederum hatte den Bernstein von einer Frau aus Westpreußen als „Währung“ für Milch bekommen. Sehr wahrscheinlich hat sie auch die anderen Teile der Kette nach und nach gegen Lebensmittel eingetauscht. Den Weg zu dem Uhrmacher hatten sie jedenfalls nicht gefunden. Wegen seiner Behinderung hatte er die Einzelteile nicht zu neuen Schmuckstücken verarbeitet, und nun also meinem Vater verkauft. So sind die Stücke aus Westpreußen wieder in die Hände von Vertriebenen gelangt.

Friedrich Zempel



Auf Spurensuche: Herrnhuter Siedlungen in Schlesien

Die Herrnhuter Brüdergemeine gründete im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrere Siedlungen in Schlesien, von denen vier bis Kriegsende 1945 existierten und eine besondere Form deutschen Kultur- und Wirtschaftslebens entwickelten. Die Autoren fragten, was es mit diesem spezifischen Erbe deutscher Kultur auf sich hat und was davon eventuell geblieben ist bzw. wie es um den Umgang mit diesem Erbe heute in Polen bestellt ist. Teil 1 (Gnadenberg) erschien in Jg. 8 (2018), Nr. 3, Teil 2 (Gnadenfrei) in Jg. 9 (2019), Nr. 1.

Teil 3: Neusalz

An das Stadtzentrum von Neusalz/Oder, heute Nowa Sól in Polen, grenzt eine riesige Industriebrache. In den verfallenen Backstein- und Betonbauten war einst eine Textilfabrik untergebracht. Der ehemals sozialistische Betrieb musste vor einigen Jahren seine Produktion einstellen. Bis 1945 produzierte hier die Gruschwitz Textilwerke AG ein breites Sortiment. Das Unternehmen war 1816 von Johann David Gruschwitz gegründet worden. Der Sachse aus dem Vogtland hatte eine Ausbildung im Leinwandhandel erhalten und war 1801 in Gnadenfrei der Herrnhuter Brüdergemeine beigetreten. 1808 ging er nach Neusalz, wo er die Weberei des Brüderhauses modernisierte und mit einer Zwirnmaschine ausstattete. 1816 machte er sich selbstständig. Die Zwirnfabrik entwickelte sich gut, so dass die Fabrik nach der Jahrhundertwunde rund 3.500 Arbeiter beschäftigte. Das Unternehmen, das 1906 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, gehörte zwar nicht der Brüdergemeine, war aber mit dieser eng verbunden. Auch die Nachfahren des Fabrikgründers engagierten sich in der Ortsgemeine Neusalz.

Die Geschichte dieses Textilbetriebes verweist beispielhaft auf die Entwicklung von Neusalz, einer Stadt, in der die Industrie vorherrschte und die dennoch von der Brüdergemeine geprägt war. Die Brüdergemeine war selbst Teil des Wirtschaftsgefüges, das sich hier, im Norden Niederschlesiens, herausgebildet hatte. Allerdings war der Ort keine Gründung der Brüdergemeine. Die Mitglieder der evangelischen Freikirche waren aus wirtschaftlichen Motiven an die Oder geholt worden.

Neusalz am Ufer der Oder geht auf ein 1563 von Kaiser Ferdinand I. gegründetes Siedewerk zurück. In ihm wurde Meersalz, das auf der bis hierher schiffbaren Oder ins Landesinnere gebracht wurde, zu Speisesalz verarbeitet. Nach der preußischen Eroberung Schlesiens verlieh König Friedrich II. von Preußen der Siedlung 1743 das Stadtrecht. Um diesen Ort zu fördern, schlug er den Herrnhutern vor, sich hier anzusiedeln. Den Mitgliedern der Brüdergemeine wurde ein Stadtviertel nahe dem Hafenbecken des Oderhafens zugewiesen. Siegmund August von Gersdorff, der Architekt der Brüdergemeine, unterteilte das Baugelände in zwei Parallelstraßen (die spätere



Ansicht des Herrnhuter Viertels in Neusalz um 1774

Gruschwitzstraße, heute ul. Muzealna, und die Breslauer Straße, heute ul. Wrocławska) und verband diese durch eine im Norden des Viertels verlaufende Querstraße (Brüderstraße, heute Wróblewskiego). Im Mittelquartier wurde eine Achse gebildet. Mit der Hauptfront zur Brüderstraße errichtete man den Kirchsaal, dahinter wurde ein Garten angelegt, der in den 1745 angelegten Gottesacker mündete. Im Siebenjährigen Krieg plünderten russische Truppen Neusalz. Sie brannten das Herrnhuter Viertel vollständig nieder. Erst nach Kriegsende kehrten die Herrnhuter zurück. Das Viertel wurde unter Leitung Gersdorffs wiedererrichtet, doch blieben die Parzellen an der Gruschwitzstraße überwiegend unbebaut. Somit ist der ursprüngliche Siedlungsplan nie vollendet worden. Neusalz wuchs im 19. Jahrhundert zu einem Industriezentrum Niederschlesiens. An dieser Entwicklung waren Mitglieder der Brüdergemeine maßgeblich beteiligt. Von Johann David Gruschwitz war bereits die Rede. Das Areal der Gruschwitz Textilwerke AG befindet sich unmittelbar neben dem Herrnhuter Viertel. Die Nachfahren des Unternehmensgründers lebten in der Gruschwitz-Villa in der Gruschwitzstraße – nicht weit entfernt vom Betsaal der Brüdergemeine.

Gruschwitz war kein Einzelfall. 1940 zählte man 19 Betriebe, die sich im Besitz der Brüdergemeine befanden oder von brüderischen Unternehmern geleitet wurden. Aus dem Laden der Brüdergemeine entwickelte sich unter der Leitung des in Amsterdam geborenen Kaufmanns Lüder Meyerotto das Handels- und Bankhaus Meyerotto & Co. Bis 1945 bestanden drei Betriebsteile: ein Kolonialwarenladen mit Kaffeerösterei, ein Dünger- und Futtermittelhandel und das Bankgeschäft. Die Brüdergemeine



Ehemalige Siedlungshäuser in der Breslauer Straße

© ZKG



Ehemaliger Kirchensaal

© ZKG



Heutige Nutzung des Kirchensaales als Sporthalle

© ZKG

unterhielt eine Leimfabrik (Gebr. Garve GmbH) und betrieb Bäckerei, Tischlerei, Wäscherei und den Gasthof. Ein Zweiggeschäft von Abraham Dürninger & Co. aus Herrnhut handelte mit Zigarren. Diese Unternehmen sind alle 1945 untergegangen, als der Zweite Weltkrieg mit dem Einmarsch der Roten Armee und der Angliederung Schlesiens an die Volksrepublik Polen endete.

Die Bevölkerung von Neusalz wurde beim Herannahen der Front im Januar 1945 evakuiert. Flüchtlingstransporte brachten einen Teil der Einwohner, hauptsächlich Frau-

en und Kinder, in Richtung Westen. Einige kehrten nach Kriegsende zurück. Seit Juni 1945 lag die Verwaltung in den Händen polnischer Behörden, die in einer ersten „wildem Vertreibung“ die deutschen Einwohner aus dem Ort jagten. Es blieben nur diejenigen verschont, die einen Ausweis der sowjetischen Besatzungsmacht besaßen. 1946 erfolgte die Aussiedlung der verbliebenen deutschen Bevölkerung durch Eisenbahntransporte, die in der britischen Besatzungszone endeten. Damit erlosch die Brüdergemeinde in Neusalz.

Da es in Neusalz keine Kriegszerstörungen gab, sind die Gebäude des Herrnhuter Viertels größtenteils erhalten geblieben. Doch die Häuser haben eine neue Nutzung erhalten. Der Kirchensaal wird als Sporthalle genutzt, das anschließende Gartenland ist heute ein Hinterhof. Der frühere Gottesacker ist Teil einer begrünten Platzfläche. Eine Steintafel mit polnischer Inschrift weist darauf hin, dass hier von 1744 bis 1945 Mitglieder der „Mährischen Brüder“ begraben worden sind. Im früheren Gasthaus der Brüdergemeinde befindet sich immer noch eine Gaststätte. Das Stadtmuseum in der Gruschwitz-Villa informiert auch über die Brüdergemeinde und die bedeutenden brüderischen Unternehmen in Neusalz. Dieser bewusste Umgang mit der Geschichte ist in Polen keineswegs selbstverständlich.

Nach einer langen Pause ist die Brüderunität wieder nach Neusalz zurückgekehrt. Seit 2012 wohnt eine Missionarsfamilie der Tschechischen Provinz der Brüderunität in der Stadt. Bei der Auswahl dieses Missionsstandorts spielte die Herrnhuter Vergangenheit die entscheidende Rolle. Mehrmals konnte sich die Gemeinschaft, die als Stiftung polnischen Rechts organisiert ist, im früheren Kirchensaal treffen und hier singen und beten. Im Alltag nutzt die Missionarsfamilie ein kleines Häuschen am Stadtrand.

Die Gruschwitz Textilwerke AG gibt es immer noch – allerdings nicht mehr in Neusalz. Sie ist eines der wenigen Beispiele, dass ein Traditionsunternehmen sowohl die Vertreibung als auch den Strukturwandel in der Textilindustrie überlebte. Franz Alexander Doherr-Gruschwitz, der 1945 alles verloren hatte, gründete den Betrieb neu und baute 1950 im bayerischen Neu-Ulm zusammen mit einigen früheren Mitarbeitern eine neue Zwirnproduktion auf. Der Betrieb spezialisierte sich auf die Entwicklung und Produktion technischer Zwirne, Garne und Nähfäden – und ist heute auf diesem Geschäftsfeld eines der führenden Unternehmen Westeuropas. Die Tochtergesellschaft Gruschwitz GmbH Tech-Twists forscht und produziert in Leutkirch in Allgäu.

Dr. Matthias Donath und Dr. Lars-Arne Dannenberg



Gedenktafel am Standort des früheren Gottesackers

© ZKG

Zeitzeugenberichte über die Vertreibung

In diesem Jahr denken wir nicht nur an das Kriegsende vor 75 Jahren, sondern auch daran, dass gleichzeitig die Vertreibung der Deutschen aus ihren östlichen Heimatgebieten durch die Sowjetunion und ihre Marionettenregierungen begann. Wir sollten nicht vergessen, dass es lange davor und lange danach in Mittel- und Osteuropa viele weitere Unterdrückungs- und Vertreibungsmaßnahmen gegenüber den deutschen Minderheiten gab. Wer mehr über dieses Thema wissen will, dem sei ein Blick in die von Ira und Prof. Dr. Winfried Schirotzek gesammelten, oft mühsam ergänzten Zeitzeugenberichte empfohlen, die später von Mario Morgner digitalisiert, ebenso mühsam verschlagwortet und dann ins Internet gestellt wurden:

<http://zeitzeugenberichte.vertriebene-in-Sachsen.de/>
Das Zeitzeugenportal wird nach dem Tod seines Vaters Mario

Morgner von seinem Sohn Daniel betreut. Er erteilt auch die Zugangsberechtigung, die Sie unter der oben genannten Internetadresse beantragen können.

Die Befassung mit dem Leid der deutschen Vertriebenen und Spätaussiedler darf uns nicht blind dafür machen, dass das NS-Regime zuvor nie dagewesene Verbrechen an Deutschen wie Nichtdeutschen begangen hat.

Wir sollten uns außerdem daran erinnern, dass auch Angehörige anderer Nationen bereits im Laufe des Zweiten Weltkrieges – und noch mehr danach – vertrieben wurden: Unter anderem die Polen aus den polnischen Westgebieten durch das NS-Regime und die Polen aus Ostpolen durch die UdSSR. In Ungarn war der Anteil der Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung noch deutlich höher als in Deutschland.

Friedrich Zempel, Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Vertriebene und Spätaussiedler in den Medien

Liebe Heimatfreunde,

seit 2016 vertrete ich die Vertriebenen und Spätaussiedler in der Versammlung der Landesmedienanstalt. Die Landesmedienanstalt führt die Aufsicht über die privaten Fernseh- und Rundfunkveranstalter in Sachsen – nicht über die großen überregionalen Sender wie RTL etc. Ferner ist sie für die Förderung der Verbreitungstechnologie und bestimmte Projekte zuständig. Einen Einfluss auf die Programminhalte können wir mit Rücksicht auf die Meinungs- und Rundfunkfreiheit natürlich nicht nehmen. Die Aufsicht bezieht sich daher nicht auf redaktionelle Fragen, sondern auf die Einhaltung der für den Medienbereich geltenden Gesetze, beispielsweise auf die Pflicht zur deutlichen Trennung von Werbung und Information und den Jugendschutz. Trotz dieser begrenzten Aufgabenstellung wäre es für mich interessant zu wissen, in welchem Umfang Sie Sendungen der privaten Fernseh- und Rundfunkveranstalter sehen oder hören, ob Sie als Verein Pressemitteilungen an die Veranstalter versenden und ob diese berücksichtigt werden.

Über Ihre Rückmeldung würde ich mich freuen.

*Friedrich Zempel
Kastanienweg 11, 017 05 Pesterwitz*

Julia Herb näht Mundschutz



Julia Herb bei der Arbeit an der Nähmaschine

Julia Herb ist auch von der verordneten Ausgangssperre betroffen. Doch wollte die Vorsitzende der Ortsgruppe Dresden nicht untätig bleiben. Also fragte sie, ob sie helfen könne. Als man ihr sagte, dass dringend Mundschutze gebraucht würden, suchte sie überall geeignete Stoffreste zusammen, kramte ihre Nähmaschine hervor – und los ging's! Auf diese Weise entstanden die originellen, sehr farbenfrohen Mundschutze. Beinahe müsste sich Julia Herb diese Kreation patentieren lassen...

Waldfriedhof am Lilienstein (Waltersdorf) „Und wir erinnern uns noch...“



Gedenken auf dem Waldfriedhof am Lilienstein

Es ist für uns ein fester Termin – im Mai besucht unsere Sudetendeutsche Ortsgruppe Dresden den Waldfriedhof am Lilienstein. Es ist eine Tradition für uns noch lebende Sudetendeutsche, zu diesem Waldfriedhof zu fahren. Er liegt am Fuße des Liliensteins und gehört zum Ort Waltersdorf.

Der Friedhof wurde in die Liste der „Deutschen Kriegsgräberfürsorge“ aufgenommen. Auf diesem Waldfriedhof am Lilienstein fanden über 146 Sudetendeutsche ihre letzte Ruhestätte, die durch Flucht und Vertreibung heimatlos wurden und in der Fremde starben. Auf der Gedenktafel stehen Name, Geburts- und Sterbedatum, aber auch, woher sie kamen.

In diesem Barackenlager fanden sie als Heimatlose eine Unterkunft. Durch Schwäche und Krankheit zwischen 1945 und 1946 verstorben, ist es ihre letzte Ruhestätte.

Wir sind als Dresdner Ortsgruppe Kinder, die überlebt haben. Seit einigen Jahren fahren wir zu diesem Gedenkort, sprechen über das, was wir erlebt haben, und ehren die Verstorbenen. Es ist für uns ein Moment der Erinne-

rung – wir haben diesen Bruch in unserem Leben überlebt und sind dankbar dafür. Jedes Jahr pflanzen wir eine Erinnerung, mal einen Rhododendron und dieses Jahr eine japanische Lavendelheide.

Ein großer Dank gilt der Nationalparkverwaltung Sächsische Schweiz und hier ganz besonders Herrn Tröber, dem Revierleiter.

Die Gedenkstätte ist gepflegt, hat eine gut gestaltete Parkanlage mit Informationstafeln zur Geschichte dieses Ortes als Lager für Strafgefangene und Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg, später als Unterkunft für die Flüchtlinge 1945/1946, als der Krieg zu Ende war. Diese nun heimatlos Verstorbenen fanden hier ihre letzte Ruhestätte.

Wenn unsere Dresdner Ortsgruppe der Sudetendeutschen jedes Jahr diesen Waldfriedhof besucht, verbindet uns eins: „Geboren im Sudetenland – aufgewachsen und gelebt in Sachsen“ – unsere Wurzeln und unser Schicksal verbinden uns.

Renate Hasert, Mai 2019

Ein unbekanntes Soldatengrab in Lasisk

Für den 16. September 2019 hatte unser Mitglied aus Groß-Strehlitz/OS eine Zusammenkunft mit Zeitzeugen zu einem Soldatengrab in Lasisk (Gemeinde Himmelwitz) organisiert. So trafen wir uns mit diesen zu einem Gespräch und zum Besuch des Grabes.

Karl Kozlik und Rosa Lamm erzählten von den Tagen um den 20. Januar 1945. Es herrschte starker Frost, ca. minus 30 Grad, und es lag ca. 20 cm Schnee. Im Dorf wohnten nur Kinder, Frauen und alte Leute. Die Männer befanden sich alle im Krieg. Nach dem Russeneinfall fanden die Jugendlichen aus dem Dorf fünf Leichen von deutschen Soldaten im Wald, in Richtung Kolonowska. Sie waren erschlagen worden, nicht erschossen. Ihre Gesichter waren schlimm zugerichtet, sie waren barfuß. Die Russen hatten den jungen Soldaten die Stiefel und Strümpfe aus-



Rosa Lamm (geb. 1934), Hedwig Giemza (geb. 1931) und Karl Kozlik (geb. 1932) am Grab des unbekanntes Soldaten (v.l.n.r.)

gezogen und mitgenommen. Aus dem Dorf hatten die Russen auch fast alle Pferde kassiert. Es gab nur noch ein Pferd. Mit ihm und einem Wagen wurden die Toten aus dem Wald geborgen. Der damalige Ortsvorsteher Guzik war dabei und sicherte die Papiere und Erkennungsmarken der Soldaten. Papiere und Marken sind vermisst. Der Ortsvorsteher verwahrte sie, seine Familie wusste nicht wo. Von den Polen wurde er später eingesperrt, gefoltert und kurz vor dem Tod entlassen. So blieb es ein Geheimnis, wo die Habseligkeiten der Soldaten geblieben sind. Die Mutter von Rosa Lamm war eine kluge Frau, wusste sehr viel und erzählte, dass ein Soldat aus Hamburg, einer aus Köln sei... Bei mildereren Temperaturen wurde von den alten Männern und den Jugendlichen eine mindestens 2 Meter tiefe Grube gegraben. Das war wegen des sandigen Bodens nötig. Man musste in festen Boden das Grab schachten. Vermutlich im März 1945 wurden die Soldaten dann begraben. Der damals Jugendliche und heute verstorbene Ewald Putzig sprang dabei noch einmal ins Grab und zog den Soldaten Mützen auf die Gesichter, da sie schlimm anzusehen waren und keiner es fertigbrachte, den Soldaten die Erde auf die Gesichter zu werfen. Es war für alle Beteiligten sehr traurig, dass die Soldaten nicht im Sarg begraben werden konnten. Das Grab wurde verschlossen und anfänglich mit einem Holzkreuz gekennzeichnet, welches die Brüder von Karl Kozlik besorgten. Die jetzige Grabein-

fassung und Kreuz wurde von Elisabeth Czetsch gespendet. Auf diesem Grab steht jetzt irrtümlich der Satz „Hier ruhen in Gott drei deutsche Soldaten – Opfer des Krieges, ermordet 1945 von der Roten Armee“. Es befinden sich nach übereinstimmenden Zeugenaussagen fünf Soldaten im Grab. Frau Lamm erzählte, dass man in den 1960er Jahren die Soldaten bergen wollte. Es wurde jedoch nicht tief genug gegraben, so wurden sie nicht gefunden. In der Zeit der polnischen Kommunistenherrschaft war das Grab dem Schuldirektor Habrat ein Dorn im Auge. Immer wieder äußerte er sich abfällig über die Deutschen und wollte von den Kindern wissen, wer das Grab pflegte. Keines verriet es ihm. Die deutsche Bevölkerung hielt zusammen. An einem Tag war das Grab mit Unrat bedeckt, die Blumen ausgerissen. Man vermutete den Schuldirektor hinter der Tat. Das Grab wurde sofort wieder gesäubert und bepflanzt. Gepflegt hat es all die Jahre Frau Rosa Lamm. Nach ihrer Ausreise nach Deutschland übernahmen es andere Dorfbewohner, vor allem aber Frau Czetsch.

Bei dem Zeitzeugengespräch war auch Frau Hedwig Giemza dabei. Sie erzählte, dass sie und ihre Tante Gertrud Koston auch die Leiche eines deutschen Soldaten fanden und begruben. Bei einem Besuch des Priesters haben sie ihm davon erzählt. Er hat sich das Grab angeschaut und daraufhin die Familie des Toten benachrichtigt. Das war 1946. Er wurde dann geborgen und überführt.

Die Dorfgemeinschaft hat auch einen fast erfrorenen deutschen Soldaten gerettet. Man versteckte ihn vor den Russen im Speicher von Lasisk. Jeden Tag wurde er von einer anderen Familie mit Essen, Trinken versorgt. Er brauchte lange Zeit zur Erholung. Ihm gelang dann die Heimkehr, und er bedankte sich nach dem Krieg bei den Dorfbewohnern.

In Absprache mit den Zeitzeugen wollen wir das Grab dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge melden. Als Ansprechpartnerin wird unsere Silvia Koziolok-Beier fungieren. Der Volksbund wird sicher seine polnische Partnerorganisation mit der Umbettung beauftragen. Anschließend werden die sterblichen Überreste auf einem großen Sammelfriedhof des Volksbundes in Polen beigesetzt. Als Landsmannschaft Schlesien, Landesverband Sachsen wollen wir die dann ehemalige Grablege erhalten und mit einer aktuellen Gedenktafel und einer neuen Sitzbank ergänzen. Eine Inschrift könnte lauten: „Im Gedenken an fünf unbekanntes deutsche Soldaten, Opfer des Krieges, ermordet von der Roten Armee, geborgen und würdig bestattet von der Zivilbevölkerung in Lasisk, die über viele Jahrzehnte ihre Ruhestätte liebevoll pflegte, umgebettet am... auf die Kriegsgräberstätte in... Ruhet in Gott.“ Eventuell könnte man eine kleine Plakette mit den Sponsoren an der Rückseite anbringen. Vielleicht beteiligen sich Lasisk oder ein paar Privatpersonen aus dem Ort an den Kosten; die Pflege des Denkmals könnten junge Leute übernehmen. Das wird aber schon wieder eine andere Geschichte.

Friedemann Scholz, September 2019

Ein Preuße in Niedersachsen

Nach dem Krieg hatte es den größten Teil meiner Familie nach Niedersachsen verschlagen. Die meisten waren, wenn sie überlebt hatten, von Kriegsfolgen schwer getroffen. Am einfachsten hatten es die jungen Erwachsenen. Zu ihnen gehörte mein Lieblingsonkel Helmut. Doch auch er musste sich erst an die unterschiedliche Mentalität gewöhnen. Beispielsweise hieß dort ein gängiges Sprichwort „Tue Gutes und sprich darüber!“ Ein Satz, der in einem Preußen körperlichen Ekel erzeugt, vermutlich auch in meinem Onkel, denn ich habe nicht nur seine Liebenswürdigkeit, sondern auch seine preußische Bescheidenheit bewundert. Sie führte zu manchem Missverständnis. Gegenüber den Zeiten wenige Jahre nach dem Krieg hat sich heute vieles verändert, auch bei den Handwerkerleistungen. Das Werkzeug war teuer und die Handwerker billig. Daher überließen unsere Väter auch kleinere Reparaturen dem jeweils zuständigen Handwerker. Heute hat jeder anständige Mann mehr Installationswerkzeug als damals ein Installateur. Beim Bier diskutieren die Nachbarn, wie die beste Heimwerkerausrüstung beschaffen sein muss. Privilegiert sind Ofenbesitzer, die ihr Holz selber schlagen und spalten. Sie können ihren Partnerinnen die Zustimmung zum Erwerb von Kreis-, Wipp-, Ketten- und Baumsägen, hydraulischen Holzspaltern, Flaschenzügen und Autoanhängern abtrotzen.

In punkto Handwerkerleistungen war Onkel Helmut seiner Zeit voraus. Selbstverständlich könnte sein Werkzeugkasten von damals nicht mit meiner Werkstatt von heute verglichen werden, aber für die Nachkriegszeit verfügte er über eine ungewöhnlich große Anzahl an Schraubenziehern und Schraubenschlüssel, Zangen, zwei Hobel und ein gutes Sortiment Schrauben. Alles war etwas abgenutzt,

auch das ist ein Unterschied zu meinen Akkuschaubern, Bohrhämmern, Klebepistolen und vielen anderen Geräten. Der Onkel wohnte in einem Mehrfamilienhaus und erledigte für seine Mitbewohner viele Arbeiten, für die normalerweise ein Hausmeister zuständig ist. Diese manuelle Tätigkeit war für ihn offenbar ein Ausgleich – denn Onkel Helmut war Professor! Gegen Ende der Semester, während der Prüfungszeit, mussten freilich die Mitbewohner auf seine Dienstleistungen verzichten. Dann korrigierte er die schriftlichen Arbeiten seiner Studenten. Durch diese saisonal bedingten Ausfälle hatten die Nachbarn mitbekommen, welchen Beruf ihr „Haumeister honoris causa“ ausübte, denn auch damals schrieb ein Preuße seinen Titel nicht auf das Klingelschild.

Nun ereignete es sich, dass der Inhaber einer Schlachtereirei Ende Januar in das Haus einzog. Seine Wohnungstür klemmte, und er erkundigte sich bei einem der Mitbewohner, wie man den Hausmeister erreichen könne. Dieser entgegnete, dass es keinen Hausmeister gebe, aber Nachbar Schulte in Notfällen gerne helfen würde. Nur Ende Januar und Anfang Februar sei dieser beruflich anderweitig ausgelastet. Er solle einen Tischler kommen lassen.

Ein paar Tage später trafen sich die beiden Mitbewohner wieder. Der ältere fragte den neuen Hausbewohner, ob er inzwischen einen Tischler erreicht habe. Dieser entgegnete, trotz aller Bedenken habe er Nachbarn Schulte um Hilfe gebeten, die ihm auch gewährt worden sei. Der Altbewohner äußerte seine Verwunderung. Darauf der Neuling: „Ich kenne doch diese Leute, eine Flasche Bier und fünf Mark und sie fressen einem aus der Hand!“

Friedrich Zempel

WIR GRATULIEREN

Leontina Vollmer wurde 80 Jahre

Geboren am 25. September 1939 in Kirowka, einem deutschen Dorf in Aserbaidshjan, wurde Leontina mit zwei Jahren, im November 1941, nach Nordkasachstan zwangsumgesiedelt. Alles Hab und Gut der Familie befand sich in zwei Koffern. Mehr durfte aus dem Haus nicht mitgenommen werden. Leontina wuchs größtenteils ohne Vater auf. Er wurde zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt, weil er Pferdefutter an hungernde Menschen ausgegeben hatte. Als der Vater zurückkam, war Leontina bereits 14 Jahre alt und sie erkannte ihn nicht mehr. Überhaupt war es eine Kindheit in sehr ärmlichen Verhältnissen. Leontina hatte keine Schuhe und nur Kleider mit Flickern. Sie kam erst mit neun Jahren in die Schule und lernte dort die russische Sprache. Zu Hause wurde nur Deutsch gespro-

chen. Im Jahr 1956 kehrte die Familie nach Aserbaidshjan zurück. Aber dort wollte sie keiner mehr. Deshalb zog die Familie nach Georgien. Dort gab es Arbeit, und es konnte endlich wieder ein Haus gebaut werden.

Als die ersten Verwandten nach Deutschland ausreisten, stellte die Familie ebenfalls einen Ausreiseantrag. Dieser wurde schon nach drei Monaten genehmigt, und so kam Leontina Vollmer mit ihrer Familie im Januar 1977 nach Dresden in die damalige DDR. Dort arbeitete sie viele Jahre in der Kantine im Kombinat Pentacon und war für ihre Familie da.

Nach der Wende trat Leontina in die Landmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. (LmDR) ein. Dort leitete sie lange Zeit einen Chor, der dann aus Altersgründen aufge-



Leontina Vollmer

löst wurde. Jetzt singt sie seit vielen Jahren mit großer Leidenschaft im Chor „Silberklang“ der Ortsgruppe Dresden. Überhaupt ist Leontina – von allen liebevoll Tini genannt – sehr aktiv in der Landsmannschaft. Sie hilft bei allen Veranstaltungen und Chorauftritten. Immer wenn es nötig ist, ist Tini zur Stelle. Seit vielen Jahren ist sie aktives Mitglied im Vorstand der Ortsgruppe Dresden. Leontina Vollmer zeichnet sich durch ihre große Hilfsbereitschaft, Bescheidenheit und ihre Lebenslust aus. Trotz mancher einschneidender Schicksalsschläge hat sie ihren Lebensmut und Humor nicht verloren. Dafür gebührt ihr Respekt und vor allem ein großes Dankeschön. Wir – die Mitglieder des Vorstandes der Ortsgruppe Dresden der LmDR e. V. und die Mitglieder des Chores „Silberklang“ – gratulieren unserer Tini ganz herzlich zum runden Geburtstagsjubiläum und wünschen ihr noch viele Jahre Freude am Singen sowie beste Gesundheit!

*Julia Herb, Vorsitzende der Ortsgruppe Dresden
Birgit Matthes, Migrationsberatung der LmDR e. V.*

Lene Tschechlov wurde 80 Jahre

Lene Tschechlov wurde am 12. Dezember 1939 in Georgien geboren. Als sie knapp zwei Jahre alt war – im November 1941 – wurde die Familie nach Nordkasachstan ausgesiedelt. Nachdem sich alle auf einem Sammelplatz in Tiflis einfinden mussten, begann die Reise mit dem Schiff über das Kaspische Meer. Dann ging es wochenlang in Viehwaggons durch die Wüste – eine schlimme Zeit für die kleine Lene und ihre Familie. Der Mutter gelang schließlich mit Lene und ihren Geschwistern die Flucht in ein russisches Dorf. Ab da ging es wieder ein bisschen aufwärts. Lene studierte später Biologie und Chemie und arbeitete als Deutschlehrerin. Sie heiratete und zog 1968 mit ihrem Mann nach Westgeorgien. Der Familie ging es gut. Alle hatten Arbeit. Die sowjetische Ideologie prägte ihr Leben. Sie kannten nichts Anderes und waren für den Sozialismus.

Immer mehr vermisste Lene jedoch die deutsche Sprache und vor allem die deutsche Kultur. Deshalb stellte die Familie einen Antrag auf Ausreise nach Deutschland. Neun Jahre mussten sie warten, bis es endlich 1987 so weit war: Mit dem Schiguli ging es in die damalige DDR, nach Dresden, zur bereits ausgereisten Schwester. Bereits nach vier Monaten erhielt Lene die Erlaubnis, an der TU Dresden zu arbeiten. Nach der politischen Wende wurde Lene Russischlehrerin an der Dresdner Waldorfschule.

Über sich sagte Lene einmal: „Sprachen fallen mir nicht schwer. Jede Sprache ist ein Stückchen Brot.“

Nun ist Lene Tschechlov 80 Jahre geworden – ein rundes Geburtstagsjubiläum, zu dem wir ihr nachträglich ganz herzlich gratulieren. Gleichzeitig sagen wir ihr „Danke schön“ für die unzähligen ehrenamtlichen Einsätze in der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, für die jahrelange Leitung unseres zweimal wöchentlich stattfindenden Senioren-Deutschkurses, für ihr Engagement und



Lene Tschechlov

Herzblut, ihre Einsatzbereitschaft und ihre Leidenschaft für eine gute und schnelle Integration ihrer Landsleute. Wir wünschen Lene Tschechlov noch viele Jahre Gesundheit, Schaffenskraft und persönlich alles Gute!

*Julia Herb, Vorsitzende der Ortsgruppe Dresden
Birgit Matthes, Migrationsberatung der LmDR e. V.*

Mario Morgner verstorben – Wir haben einen guten Freund verloren



Am 13. September 2019 verstarb nach langer, schwerer Krankheit unser Freund Mario Morgner, Mitglied im Landesvorstand des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz.

Mit unseren Gedanken sind wir bei seiner Familie, die wir auch kennen lernen durften und die ihn bei seiner Verbandsarbeit unterstützte.

Mario Morgner wurde am 20. Dezember 1966 geboren. Er stammte aus keiner Familie von Vertriebenen oder Spätaussiedlern, aber er hatte sich intensiv mit den Heimatgebieten der Vertriebenen und Spätaussiedler und deren Schicksal befasst. Er hatte unter anderem ein Buch über das Bernsteinzimmer sowie Artikel über die Heimatgebiete für die allgemeine Presse geschrieben. Mehrere Hilfstransporte hat er nach Rumänien organisiert und durchgeführt. Unsere Heimatgebiete und das Schicksal der Deutschen aus Russland waren für ihn keine weißen Blätter.

Ich lernte Mario Morgner bei der Gründung des Landesverbandes am 3. September 2011 kennen. Er war Delegierter des BdV-Kreisverbandes Vogtland. Hubertus Unfried schlug vor, ihn als Vertreter des BdV-Kreisverbandes Vogtland und für die Pressearbeit in den Vorstand zu

wählen. Viele Delegierte waren zunächst skeptisch, weil Mario Morgner bis dahin nicht auf der Landesebene aktiv gewesen war. Aber da er die Empfehlung des Vorsitzenden seines Kreisverbandes, Dr. Herbert Gall, mitbrachte, wurde er in den Landesvorstand gewählt.

Die Wahl von Mario Morgner in den Landesvorstand erwies sich als großer Glücksfall. In den folgenden Jahren realisierte Mario eine Reihe von Projekten: Betreuung und Ausbau der Wanderausstellungen, Organisation von Veranstaltungen wie der Tag der Heimat, Treffen der Chöre, Workshops, drei Schülerwettbewerbe einschließlich der dazugehörigen Internetseite sowie die Erstellung eines Kalenders, eines Malbuches und eines Memospiels, Mitarbeit an verschiedenen Publikationen, beispielsweise einem Buch über die Wiesenbaude.

Eine große Leistung vollbrachte Mario mit der Digitalisierung und Verschlagwortung von über 200 Zeitzeugenberichten über Flucht und Vertreibung. Mit einer sorgfältig ausgewählten und angepassten Software schuf er für die Berichte ein interaktives Online-Archiv, das eine große Resonanz bei Wissenschaftlern und Journalisten findet.

Von besonderer Bedeutung für den Landesverband war die Herausgabe und Redaktion der Verbandszeitung „Vertriebene und Spätaussiedler in Sachsen“. Er leistete die gesamte redaktionelle und gestalterische Arbeit sowie die Verteilung und den Versand von 26 Ausgaben. Viele Artikel schrieb er selbst. Das war der einfachere Teil der Arbeit. Schwieriger war es sicherlich, die zugesandten Beiträge zu kürzen und stilistisch zu überarbeiten. Man kann davon ausgehen, dass jede Ausgabe 60-80 Arbeitsstunden erforderte.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich alles erwähnt habe, was er für den Landesverband getan hat. Wenn ich etwas vergessen habe, würde das aber der Wertschätzung dieser Dinge keinen Abbruch tun. Mario Morgner war nicht nur fleißig, sorgfältig, umsichtig, fachlich qualifiziert und innovativ, sondern vor allem ehrlich, freundlich zu jedermann, ausgeglichen, verlässlich, hilfsbereit, großzügig und selbstlos. Ich bin mir sicher, dass er für viele von uns einer der besten Freunde war.

Friedrich Zempel, Vorsitzender des Stiftungsrats

VERANSTALTUNGEN

Aufgrund der gegenwärtig unsicheren Situation durch die Corona-Virus-Krise, die eine ordentliche Planung und Organisation kaum zulässt, müssen wir unsere Veranstaltungen auf die Zeit nach dem Sommerende verlegen und teilweise zusammenlegen. Bitte merken Sie sich folgende Termine vor:

- Chöretreffen und Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung am 13. September in Reichenbach/Oberlausitz (alternativ in Dresden oder Knappenrode)
- Jahresabschlussstagung vom 6. bis 8. November 2020 in Hoyerswerda und Knappenrode

Lieselotte Maria Schattenberg: Tochter des Schmieds. Tagebuchroman, Verlag neobooks, 2017, ISBN 978-3-7427-7385-2, 269 Seiten, 16,99 €

Der Roman erzählt die Ereignisse zur Flüchtlingsproblematik des Zweiten Weltkrieges aus der Perspektive der kindlichen Ich-Erzählerin Liselotte. Das Tagebuch setzt zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein. Anfangs lebt die Familie mit den Großeltern, die aus Neutomischel stammten, im Posener Land, genauer in der Nähe von Brody, wo sie auf dem Rittergut derer von Pflug arbeiteten. Hier werden ihnen neun Kinder geboren, Lieselottes Vater ist der Älteste. Anschaulich wird der Alltag auf dem Land beschrieben, die harte Arbeit der Bauern und Tagelöhner, nicht nur zur Heuernte. Aber es gab auch schöne und lustige Momente, so wird Lieselotte beinahe auf einer Heufuhre geboren. Aber der Krieg macht vor diesem Idyll nicht Halt. Im Gedicht „Das Dorf im Jahr 1945“ wird die Hoffnung genährt, der Krieg möge enden und die Menschen wieder ihrer Arbeit nachgehen. Doch es sollte anders kommen. Eindringlich wird die Flucht der Mutter 1945 aus Posen mit zwei kleinen Kindern beschrieben, der beschwerliche Übergang über die Oder sowie die Gefangenschaft des Vaters in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager in Sibirien. Als Lieselottes Vater schließlich heimkehrt, erkennt sie ihn kaum wieder.



Lars-Arne Dannenberg, Matthias Donath: Do hoan uns die Polen nausgetriebm. Vertreibung, Ankunft und Neuanfang im Kreis Zittau 1945-1950, Via Regia Verlag Königsbrück, 2020, ISBN 978-3-944104-34-8, 268 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 25,00 €

Der 22. Juni 1945 hat sich tief in das Gedächtnis der Bewohner des östlich der Lausitzer Neiße gelegenen sog. Zittauer Zipfels eingebrannt. In den Vormittagsstunden jenes Sommertages erhielten sie von polnischen Soldaten den Befehl, ihre Häuser und Wohnungen zu verlassen und sich an bestimmten Treffpunkten zu sammeln. Sodann wurden sie in langen Marschkolonnen über die Neiße getrieben und ihrem Schicksal überlassen. Die meisten sollten nie wieder zurückkehren. In der DDR durften die vertriebenen Sachsen nicht über ihr Schicksal sprechen. Die Autoren haben Zeitzeugen und Betroffene nach ihren

Erlebnissen befragt, Erinnerungsberichte studiert und in Archiven die amtlichen Dokumente ausgewertet, wobei auch die polnische Neubesiedlung des Zittauer Zipfels nach 1945 in den Blick genommen wurde. Durch zahlreiche Einschübe von Originalzitataten ist ein höchst authentischen Bild von den Ereignissen von Vertreibung und Neuanfang beiderseits der Neiße entstanden.



Nation und Minderheit in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, Verein Erinnerung und Begegnung e. V., 2020, 68 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten, zu bestellen beim Verein Erinnerung und Begegnung e. V., Kastanienweg 11, 01705 Pesterwitz, Tel.: 0351/6585679, E-Mail: friedrich.zempel@t-online.de

Auf der Grundlage der von Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath im Auftrag des Vereins Erinnerung und Begegnung e.V. (EuB) konzipierten Ausstellung „Nation und Minderheit in Europa im 19. und 20. Jahrhundert“ wurde nunmehr vom EuB eine gleichlautende Broschüre herausgegeben, der zum einen die Tafelausstellung in eine ansprechende Buchform überführt, ergänzt um Beiträge von Dr. Jens Baumann, Prof. Dr. Frank-Lothar Kroll und Falk Drechsel. Ausstellung und Publikation nehmen die Nationenwerdung bei gleichzeitiger Wahrnehmung von Minderheiten in den Blick. Im Fokus stehen die ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete in Ostmittel- und Südosteuropa bzw. die Minderheiten und die Minderheitenpolitik im heutigen Deutschland. Dabei wird der Bogen vom 19. Jahrhundert und gelegentlichen Rückblicken in die frühe Neuzeit bis in die Gegenwart und die Minderheitenpolitik auf europäischer Ebene gespannt. Die kompakte und zugleich höchst informative Broschüre kann gegen eine Schutzgebühr (bei Erhalt einer Spendenquittung) über die Geschäftsstelle des Landesverbands bezogen werden.

